

Wir

Menschen im Wandel

LESEPROBE

Staatsziel Glück

DAS GROSSE WIR-PROJEKT
IM KÖNIGREICH BHUTAN

Geiz ist nicht geil

CHRISTIAN FELBER WIRBT
FÜR EINE NEUE ÖKONOMIE

Dankbar sein

DIE LEBENSWEISHEIT DES
DAVID STEINDL-RAST

Im Fluss der Liebe

DER BEWUSSTSEINSWANDEL
BEGINNT IN DER FAMILIE

Schule aus dem Geist des Wir

MARGRET RASFELD ZEIGT, WIE KINDER FREUDVOLL LERNEN KÖNNEN

Editorial

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

»Ein Einzelner hilft nicht, aber wer sich mit anderen zur rechten Stunde verbindet« – frei nach diesem Motto Goethes war sie im Dezember zum zweiten Mal in Frankfurt zusammengekommen, eine Runde von Mitwirkenden und Unterstützern unseres Magazins. Die Gründer-Redakteure, der Grafiker, Helfer in Redaktion und Verlag, die Korrekturleserin, unsere Druckerei, Kollegen, die von Marketing etwas verstehen und nicht zuletzt auch einige der Menschen, die durch ihr Geld bisher überhaupt möglich machen, dass es »Wir« gibt – jede und jeder von ihnen hatte etwas mitgebracht, was uns weiterhilft bei unserer Entwicklung. Es war berührend für mich zu sehen, welche herzliche und phantasievolle Resonanz unser Projekt auslöst!

Der Erscheinungstermin dieser Ausgabe fällt in den Übergang der Jahre: Etwas ist zu Ende gegangen und etwas Neues beginnt.

Manche verbinden mit dem nun beginnenden Jahr ganz bestimmte Erwartungen. Sie hoffen beispielsweise darauf, dass die Menschheit als Ganzes sich zu einer neuen Stufe entwickeln wird. Dieser nur allzu gut verständliche Wunsch hat sicher auch zu tun mit unserer grundlegenden Sehnsucht nach Ergänzung und Austausch, nach Aufgehoben-sein, eben nach einem neuen »Wir«. Wie schön wäre es, wenn sich die unüberschaubar vielen Probleme unserer Zeit durch so einen »Quantensprung« ins Wir lösen ließen! Die ersehnte neue Qualität unter uns Menschen kommt aber sicher nicht von selbst und nicht über Nacht, sondern ist Folge eines neuen Denkens und Handelns – und sie wird sich aller Erfahrung nach weniger (oder zumindest weniger fruchtbar) in großen und anonymen Kollektiven zeigen als vielmehr in überschaubaren Gemeinschaften, in Teams oder Gruppen, die bewusst daran arbeiten.

Damit sind wir mitten in den Themen dieses Heftes: Die Idee einer »Gemeinwohlökonomie« etwa, die wir vorstellen, hilft einzelnen Unternehmen dabei, ihre Wirkung auf das Gedeihen des Ganzen bewusst zu gestalten – ein sehr konkreter Beitrag für die Entstehung eines »Wir-Effekts« in der Wirtschaft. Oder die diesmalige Titel-Visionä-rin Margret Rasfeld: Zusammen mit ihren Kolleginnen, Schülern und Eltern formt sie in Berlin eine neue Schule ganz aus der Dynamik von Gemeinschaftsprozessen. Das zahlenmäßig wohl umfangreichste »Projekt« in diesem Heft ist der Versuch des Himalaya-Königreiches Bhutan, das »Bruttosozialglück« seiner Bewohner zum Maßstab der Entwicklung des Landes zu machen.

Wie immer stellen wir aber auch – nicht zuletzt dank Ihrer Anregungen als Leserinnen und Leser! – in jeder Rubrik kleinere Initiativen und Projekte vor, die einen »Wir«-Charakter fördern helfen. Großartig, was es da bereits alles aus der Praxis zu berichten gibt! Kein Zweifel: Mehr »Wir« beginnt von Mensch zu Mensch, es gründet in konkreter Initiative und kann dann auch gesellschaftlich seine Kreise ziehen. Viel davon im neuen Jahr auch auf Ihrem persönlichen Weg des Wandels wünscht Ihnen



Ihr

Jens Heisterkamp

Jens Heisterkamp



Ganz Asien ist vom Ökonomismus besetzt. Nur ein kleines Königstum im Himalaya leistet tapferen Widerstand. Bhutan hat sich dafür entschieden, sein nationales Wohlergehen nicht am Wirtschaftswachstum zu messen, sondern am Bruttozialglück seiner Einwohner. Wir haben **dieses große Wir-Experiment** vor Ort angeschaut. **Seite 20**



Partnerschaften sind eine Schule des Wir. In ihnen lässt sich lernen, wie Gemeinschaft gelingen kann: das Gleichgewicht zwischen individueller Freiheit und wechselseitiger Verbundenheit. Unser Essay zur »Psychologie des Wir« verrät **das Geheimnis glücklicher Beziehungen**. **Seite 50**



Hinwendung zum eigenen Herzen – so kann man die Essenz des Yoga auf eine Formel bringen. Seine große Popularität lässt sich daher als Symptom eines gesellschaftlichen Paradigmenwechsels deuten: hin zu mehr Innerlichkeit und Schönheit. **Ein Reisebericht vom Weg zum inneren Frieden**. **Seite 62**

Wir unter uns

4 Projekte für den Wandel

8 Zeit für uns

Visionärin

10 Margret Rasfeld



Kinder brauchen Aufgaben, an denen sie wachsen und ihr Potenzial entfalten können. Dass so etwas auch in der Schule möglich ist, zeigt die Berliner Erziehungs-Visionärin Margret Rasfeld.

16 Kolumne

Christina Kessler über Nähe

17 We are the world

Momentaufnahme aus Bangladesch

Daheim & Unterwegs

20 Königreich im Wandel

Bhutan geht einen eigenen Weg. Das kleine Land im Himalaya wagt den Spagat von Tradition und Moderne.

26 Bilder des Wir



Teams schaffen gemeinsam ein Kunstwerk und lernen dabei etwas über sich selbst. Der Künstler Guido Kratz hat dieses Verfahren einer Wir-Kunst entwickelt.

31 Tierische Therapeuten

Elisabeth Nieskens leitet mit ihren Lamas Menschen zu achtsamem Gehen an und macht alte Pilgerwege neu zugänglich.

Politik & Wirtschaft

34 Wirtschaft der Würde

Respekt und Menschlichkeit sind in der Business-Welt nicht unbedingt die Leitwerte. Das muss und kann sich ändern, meint Christian Felber und wirbt für das Projekt einer Gemeinwohl-Ökonomie.

38 Prima Klima

Der Schweizer Unternehmer André Bischofberger erklärt, warum sich ein Investment in Wertschätzung lohnt.

41 Rechts wie links

In der Arbeitswelt von heute sind die Kompetenzen der rechten und der linken Hirnhälfte gleichermaßen gefragt.

Geist & Seele

46 Der Weg der Dankbarkeit



»Die letzte Wirklichkeit will in der ganzen Fülle unseres Daseins erlebt werden«, sagt der US-amerikanische Mönch David Steindl-Rast. Im Interview skizziert er die Grundzüge einer Spiritualität der Dankbarkeit.

50 Gebunden und frei

Das Wir gelingt dann, wenn Menschen sich in ihren Eigenheiten wertschätzen und sich dabei innig verbunden wissen. Inspirationen zu einer Psychologie des Wir.

54 Der Schrei eines Kindes

Ihr Bild wurde zum Symbol für den Wahnsinn des Krieges: Die Vietnamesin Kim Phuc war ein kleines Mädchen, als ihr Dorf bei einem Napalm-Angriff zerstört wurde. Heute engagiert sie sich für Hilfsbedürftige.

Gesundheit & Wohlfühlen

58 Strom der Liebe



Die Gesellschaft beginnt in der Familie. Und dort braucht es eine Kultur der Liebe, sagt die Therapeutin Jirina Prekop.

62 Weg der Schönheit

Yoga ist heute gefragter denn je. Das ist kein Zufall, meint Marietta Schürholz und fragt nach den Hintergründen den Yoga-Booms.

66 Wir bleiben gesund

Der Mensch ist zum Bewegen da.

70 Leserzuschriften

Wir reisen

71 Gute Adressen in der Rhön und im Wienerwald

Wir lieben

72 Die Sehnsucht nach Berührung hört nicht auf

Mein Öko & Ich

73 Jutetaschen 2.0

Wir kaufen

74 Produkte, die wir mögen

Wir spielen

75 Spielend stricken

Wir essen

76 Energie aus dem Quirl

Wir sehen

77 Neue DVDs und Filme

Wir lesen

78 Bücher für den Wandel

80 Vorschau / Impressum

Ja, wo leben wir denn?

DIE KOLUMNE

»Der Totenkopf dient im Allgemeinen der Symbolisierung oder gar Androhung von physischer Lebensgefahr und Tod«, steht in Wikipedia. Shit, warum sehe ich dann so viele Totenköpfe? Sogar auf dem Weihnachtsmarkt. Die Totenkopf-Lichterkette als Christbaumschmuck scheint der neueste Renner zu sein. Totenkopf-Muster auf Schals, T-Shirts sowieso, Kinderunterhosen, Tattoos, Schmuck – überall grinst mich ein Schädel an. »Symbolisierung oder gar Androhung des Todes!« Sind wir eine todestrunkene Gesellschaft? Hat Hobbes' »Krieg aller gegen alle« wieder begonnen, in dem jeder jeden bedroht? Was macht so ein Symbol mit uns? Unter uns gesagt: Ich fürchte, nichts Gutes. Symbole sind mächtig. Sie bleiben nicht wirkungslos. Auch dann nicht, wenn man sie (scheinbar) ihrem Kontext entzieht. Sie reichen weit tiefer in die Seele als Worte und deren Bedeutungen. Symbole machen etwas mit Menschen. Die Nazis wussten das. Nicht zufällig waren die SS-Totenkopf-Verbände die schlimmsten von allen. Und deren Symbol zielt jetzt den Weihnachtsbaum? Ja, wo leben wir denn?

Meine Befürchtung: Tatsächlich in einer Welt, die zunehmend lebensgefährlich ist – und in der das Aggressionspotenzial täglich steigt. Menschen fühlen sich bedroht – Menschen wissen sich nicht anders zu helfen, als dass sie andere bedrohen. Wer überall den Totenkopf sieht, macht ihn zum eigenen Wappen. Die Angst wächst, die Gewaltbereitschaft auch – und alle segeln unter der Piratenflagge.

Apropos: Es ist ja ein höchst merkwürdiges Symptom unserer Zeit, dass die Piraterie hoffähig geworden ist. Am Horn von Afrika wird sie zwar von der Bundeswehr bekämpft, aber im eigenen Land ist sie en vogue: Rebelische Unternehmer nennen sich Piraten, hippe Künstler nennen sich Piraten – und die Piratenpartei sitzt in einigen Länderparlamenten und twittert von dort ungehört unter der Gürtellinie. Hat das eine wirklich nichts mit dem anderen zu tun?

Noch mal Wikipedia: »Bei Piraterie [...] handelt es sich um Gewalttaten, Eigentumsdelikte oder Freiheitsberaubungen, die zu eigennützigen Zwecken [...] verübt werden.« Und das finden wir jetzt alle ganz toll, oder wie? Und segeln mit unterm Totenkopf?

Alles nur ein Spaß? Vielleicht. Aber ein schlechter: denn der Geist, der da mit segelt, kann nicht der Geist sein, den wir wollen. Nicht am Tannenbaum und nicht im Parlament. Mein Wunsch für 2013: Weg mit den Totenköpfen, Schluss mit dem Piraten-Hype!

Christoph Quarch



Schule aus dem Geist des Wir

KINDER SIND DIE ZUKUNFT. HERKÖMMLICHE SCHULE ABER LÄHMTE MEIST MOTIVIERTE SCHÜLERINNEN UND SCHÜLER DURCH ÜBERKOMMENE STRUKTUREN. MITTEN IN BERLIN VERWIRKLICHT DIE PÄDAGOGISCHE VISIONÄRIN MARGRET RASFELD EINE SCHULE AUS DEM GEIST DER GEMEINSCHAFT, DIE ALS MODELL VIELE NEUE LERN-BIOTOPE MOTIVIEREN UND UNSERE GESELLSCHAFT VERÄNDERN WILL.

Text: **Jens Heisterkamp**
Fotos: **Florian Büttner**

Wer hätte es nicht auch schon gehört oder selbst getan: Seit Jahren wird über unser Bildungssystem geklagt. Schule wie wir sie kennen gilt vielen als gigantische Verschleiß-Maschine, die freudig-wissbegierige Kinder verschlingt, um sie als unmotivierte junge Erwachsene wieder auszuspucken. Das frühe Selektionieren in der herkömmlichen Trennung von Haupt-, Realschule und Gymnasium, die Fixierung auf abstrakte Leistungsnachweise und nicht zuletzt die immer noch erschreckende Kausalbeziehung zwischen gehobener sozialer Herkunft und erfolgreichem Abschluss sind nur einige der Baustellen, auf denen die Bildungsdebatte seit Jahren frustriert umhertorkelt. Dabei sind die zur Erneuerung nötigen Erkenntnisse längst da: Begeisterung muss Lernen begleiten, Schule muss auf Eigeninitiative setzen, Kooperation an Stelle von Konkurrenz treten, Fähigkeitenentwicklung den Vorrang vor Faktenwissen haben. Die Reihe entsprechender Studien und Expertenratschläge ist lang. »Wir haben kein Wissensproblem, sondern ein Umsetzungsproblem«, bringt es der Hirnforscher Gerald Hüther (Wir-Ausgabe 3/2012) auf den Punkt. Wie so eine Schule aussehen könnte, ist in Grundzügen auch schon bekannt: Es wäre eine Schule, die nicht auf Leistung trimmt, sondern »Potenzialentfaltung« betreibt, ein Lern-Ort, der Räume des Vertrauens öffnet und jedem Kind die Freiheit zutraut, aus sich selbst etwas machen zu wollen.

Ein Modell in Berlin Eine der wenigen Schulen, die genau so etwas schon leben, stand in letzter Zeit besonders oft im öffentlichen Fokus: Die Evangelische Schule Berlin Zentrum, kurz esbz genannt, von der man wahre Wunderdinge hört, was das Aufbrechen alter Strukturen angeht. Verbunden wird sie immer wieder mit einem Namen: Margret Rasfeld, pädagogische Visionärin, die diese neue Schule leitet.

Es ist ein sonniger Freitagmorgen, an dem wir für unser Gespräch mit ihr verabredet sind. Unweit der neuen Botschaft Brasiliens und dem Märkischen Museum liegt das Schulgelände, ein paar Schritte weiter verläuft die Spree. Ein schmaler Durchgang zwischen einem Metallzaun führt zu zwei heruntergekommenen, einstmalig weiß gestrichenen Plattenbauten mit Graffiti. Wie bitte – das soll sie sein, die inzwischen bundesweit bekannte Vorzeige-Schule im Zentrum Berlins?

Doch das Neue braucht keinen fertigen Rahmen und kein perfektes ästhetisches Outfit. Was es braucht sind Menschen, die einen neuen Geist mitbringen und ihn mit viel Herz zum Leben erwecken. So ein Mensch ist Margret Rasfeld, eine zupackende, weltzugewandte Frau mit sozialer Motivation und dem Geschick dafür, bestehende Freiräume auszubauen. Seit 2007 hat sie hier in Berlin unter anfänglich großen Widrigkeiten die Chance ergriffen, zusammen mit der Schulgemeinschaft ein Lernmodell jenseits der verkrusteten Regelschule umzusetzen. An der esbz kennt man keinen Unterricht im 45-Minuten-Takt und keine starren Stundenpläne. Lehrer heißen hier »Tutoren«, und es gibt neue Fächer wie »Verantwortung« oder »Herausforderung«. Das, was man im Regelschulbetrieb »Hauptfächer« nennt, wird in Form von »Lernbüros« so organisiert, dass die Schülerinnen und Schüler selbst wählen, ob sie an einem Tag lieber Deutsch, Mathe oder Englisch lernen wollen.



Margret Rasfeld

wurde 1951 geboren und wuchs in Essen auf. Lehramtsstudium für Biologie und Chemie, zwischen 1976 und 1992 Lehrerin an verschiedenen Gymnasien in Nordrhein-Westfalen, ab 1992 Umsetzung von reformpädagogischen Ansätzen an Gesamtschulen im Ruhrgebiet. Aufbau einer »Agenda«-Schule in Essen. Sie ist Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Gesundheitsfördernde Schulen und seit 2007 Leiterin der Evangelischen Gesamtschule Berlin Zentrum.

Margret Rasfeld wurde für ihr Engagement vielfach ausgezeichnet. »Ich habe im Leben nie eigene Kinder gehabt, das hat sich biographisch nicht so ergeben, dafür habe ich immer viele Kinder gehabt!« (Margret Rasfeld)

Davon abgesehen vollzieht sich ein großer Teil des »Unterrichts« in Form von Projekten, auch außerhalb der Schule. Ein besonders interessantes Modell heißt »Sprachbotschafter«, das sind Schüler, die an Grundschulen im sozialen Brennpunkt mitarbeiten und Kinder beim Lernen unterstützen – und dabei am meisten selbst lernen. Und als wenn das alles noch nicht genug wäre, bilden Schülerinnen und Schüler außerdem noch Pädagogen an anderen Schulen weiter, indem sie als Experten fürs Lernen authentisch von ihrer eigenen Lernpraxis an der esb erzählen. All diese Instrumente steuern dem entgegen, was in der herkömmlichen Schule am meisten lähmt: der »als ob«-Charakter des Lernens, bei dem irgendwann als einziges Lernziel ein Blatt Papier mit einer Zahl übrig bleibt.

»Ich bin eine Frau der Tat« Wer ist die Frau, die hier die Vision einer anderen Schule umsetzt? Margret Rasfeld führt uns in ihr Büro, einen kleinen kreativ-chaotischen Kosmos aus Büchertapeln, Ordnern, Pflanzen, Fotos und Kisten. Irgendwo eine Kaffeemaschine und ein paar – nein, nicht Stühle, sondern Hocker. Der altmodische Vitrinenschrank versprüht einen Hauch von praktischem Recycling. Die Türe nach draußen steht offen, und immer wieder wird unser Gespräch Pausen einlegen, weil Schüler hereinkommen und Fragen oder wichtige Neuigkeiten mitbringen. Ein Junge etwa, der neu ist und eine Frage zur heute anstehenden, wöchentlichen Schulversammlung hat. Hier kann er die Leiterin gleich selbst fragen, ohne ein Vorzimmer dazwischen – was für ein Luxus!

Wie anders war da die eigene Schulzeit von Margret Rasfeld. Sie ist ein Kind des Ruhrgebiets, das hört man gleich bei ihren ersten Worten. 1951 geboren und in Gladbeck aufgewachsen, entstammt sie einer, wie sie selbst sagt, eher »bildungsfernen«

Familie. Sie wuchs in einer der typischen Bergarbeitersiedlungen auf, umgeben von polnisch klingenden Namen. »Zu Hause hatten wir keine wirkliche Beziehungskultur; nach außen für andere ein gutes Bild abgeben, das war das Wichtige. Schein statt Sein«, erinnert sie sich. Trocken, fast dokumentarisch erzählt sie in kurzen Sätzen von ihrer eigenen Schulzeit. Auf der Grundschule macht sie noch unliebsame Bekanntschaft mit Elementen Schwarzer Pädagogik: »Ich habe noch Boxhiebe und Schläge mit dem Rohrstock erlebt.« Die spätere Zeit auf einem Mädchen-gymnasium hat sie vor allem als »langweilig« in Erinnerung. Erst gegen Ende regt sich bei ihr der Wunsch, selbst Lehrerin zu werden, konkurriert von der Vorstellung als Entwicklungshelferin zu arbeiten – was sich nun in ihrer Biographie auf wundersame Weise zusammengefügt hat.

Nach dem Abitur entscheidet sie sich für ein Lehramtsstudium mit den Fächern Biologie und Chemie in Bonn und lernt, sich in einer wenig frauenfreundlichen Umgebung durchzusetzen. »Während meines Referendariats an einem Gymnasium in Dinslaken bescheinigte mir der zuständige Fachleiter, ich sei völlig ungeeignet für den Lehrberuf«, lacht sie. Unbeeindruckt davon beginnt Margret Rasfeld an verschiedenen Schulen in Essen, ihre eigenen Vorstellungen von Unterricht auszuprobieren. Sie baut Naturschutz-Projekte in den Biologieunterricht ein, und unter ihrer Regie entsteht der erste Schulgarten Nordrhein-Westfalens an einer Regelschule. »In der Natur zu arbeiten erfüllt mich, da fühle ich mich verbunden. Selbstverständlich wurde unser Schulgarten ökologisch bewirtschaftet – Gründüngung, Jauche ansetzen, Spritzmittel aus Brennessel und all diese Dinge.« Bis heute hat sich bei ihr dieser Einsatz für die Umwelt als pädagogisches Motiv erhalten: So haben die Schüler der esb im Rahmen des Plant for the Planet-Projektes bisher über 100.000 Bäume gepflanzt!



Nach ihrer frühen »Öko-Phase« erschließt sich Margret Rasfeld ein weiteres Feld, das für ihre pädagogischen Visionen prägend bleiben wird: das soziale Lernen. Sie bildet sich weiter in Kunst- und Gestaltungstherapie und Themenzentrierter Interaktion, Gruppendynamik, Ansätze, die in damals revolutionärer Weise die Tiefen und Untiefen des menschlichen Miteinanders aus-

»Ich war tief berührt, wie stark sich die Schüler emotional öffneten.«

ten. »Das kann einen aufwühlen, aber nur so erfährt man auch Neues über sich selbst«, erzählt sie. Weil sie ein Typ ist, »der Erlerntes anwenden und weitergeben will«, wie sie sagt, ändert sie ihren Unterricht, begleitet Klassen bei Konflikten und macht eine Ausbildung zur Beratungslehrerin.

Die »Gruppe« als Schlüsselerlebnis Mitte der 80er Jahre kommt es in einer reinen Jungenklasse für sie zu einer wegweisenden Erfahrung. Fünf »Sitzenbleiber« terrorisieren eine Klasse, jeder Lehrer soll bis zur Weißglut gebracht werden. Mit dieser »Problemklasse« der Stufe 8 gründet sie eine gruppendynamische Arbeit: »An die erste Stunde kann ich mich noch gut

erinnern. Wir sind direkt in die Vollen gegangen, einer setzte sich auf den Stuhl in die Mitte und begann, sehr persönlich über sich auszupacken. Es folgten fünf Minuten Totenstille. Dann aber wagte sich der Nächste auf den Stuhl.« Lange verdrängte Dinge brechen auf, es wird über Ängste gesprochen, vor allem über die Angst davor, was andere über einen denken. Ein Aha-Effekt tritt ein: Nicht ich bin es, der »nicht normal« ist, sondern auch anderen geht es so. Jeder hat seine Probleme und Ängste, nur traut sich niemand, darüber zu

sprechen.« Dieses erste Treffen geht mir auch heute noch nahe. Ich war tief berührt, wie stark sich die Schüler emotional öffneten«, so Rasfeld.

Einer der Schüler, sie nennt ihn Rolf, weist nahezu kriminelle Züge auf, steckt Kindern den Kopf ins Klo und stiehlt. Margret Rasfeld entscheidet sich, auch ihn in die Gruppe einzuladen. Die Gruppe integriert ihn und bleibt über vier Jahre regelmäßig zusammen. Vielfältige Methoden kommen zum Einsatz. »Eigentlich habe ich erst durch diese Erfahrung gelernt, was Jugendliche wirklich bewegt«, sagt Margret Rasfeld. Später bekommt sie von Rolf die Rückmeldung, dass für ihn diese Erfahrung »absolut überlebenswichtig« gewesen sei.



Die Erfahrung der Gruppe – des »Wir« – wird damals zur Schlüssel-Erfahrung für die Qualität, in der Margret Rasfeld Schule machen will. Denn dieses »Wir« ist mehr als die Summe der Individuen. Es ist das Du, das Wir, der lebendige Umraum, der uns als Individuen trägt und die Verbundenheit schenkt, in der wir uns selbst entfalten können.

Mehr und mehr verbindet Rasfeld privates Engagement und Lernen der Schüler, entwickelt maßgeblich die Community Education, bezieht Stadtteil-Organisationen in ihre Arbeit ein und holt Aufgaben aus dem »echten Leben« in die Schule. »Den Aufbau eines freiwilligen Schülernachhilfecafés, 1986 mit 80 Gymnasialisten etwa, sehe ich als Vorstufe zu dem, was heute als »Projekt Verantwortung« fest in unserer Schulkultur verankert ist«, erinnert sie sich.

In den 90er Jahren gelingt Margret Rasfeld schließlich der Durchbruch als Reformpädagogin. Sie übernimmt in Essen zunächst an einer Gesamtschule die didaktische Leitung und dann an der Gesamtschule Holsterhausen die Leitung, integriert dort in einer inklusiven Schule im sozialen Brennpunkt bereits Vieles, was sie später in Berlin noch effektiver zur Entfaltung bringen wird. Als Leiterin einer »Agenda-Schule« wird

sie vielfach ausgezeichnet und beginnt, in einem Netzwerk mit anderen Reformpädagogen zu wirken.

Vom Geist der neuen Schule Dieser Austausch in visionären Netzen hat sie schließlich auch in die neue Hauptstadt gebracht, von der aus sie heute Impulse in die ganze Republik sendet. Hier nahm sie das Angebot an, eine neue innovative Schule in Trägerschaft der Evangelischen Schulstiftung aufzubauen. »Berlin ist meine Stadt, doch ich habe sie erst relativ spät, nach der Wende, auf den Spuren von Henriette Herz für mich entdeckt«, erzählt Margret Rasfeld. Und so wie die berühmte Berlinerin aus der Zeit der Romantik damals die interessantesten Geister der

Stadt in ihrem historisch gewordenen Salon zusammenbrachte, hat auch Margret Rasfeld einen Salon mitinitiiert, der spirituelle Themen und gesellschaftliche Fragen zusammenbringen will. Nun ist Spiritualität kein Wort, das Margret Rasfeld leicht auf den Lippen führt. Umso mehr interessiert, was sie darunter versteht.

»Den Aufbau eines freiwilligen Schülernachhilfecafés sehe ich als Vorstufe zu dem, was heute als »Projekt Verantwortung« fest in unserer Schulkultur verankert ist.«

Ein Vorzeige-Modell in Kürze

Im Jahr 2007 mit einer Handvoll Kindern begonnen, umfasst die Evangelische Schule Berlin Zentrum inzwischen 440 SchülerInnen von der 7. bis zur 12. Klasse. 2013 steht der erste Abiturjahrgang an. Jede Klasse wird von zwei KlassenlehrerInnen geleitet. Schulgeld zwischen 60 und 496 Euro.

Die esbz ist eine inklusive Gemeinschaftsschule ohne Versetzung bzw. Sitzenbleiben bis zur 10. Klasse; individuelle Fähigkeiten werden gewürdigt, aber nicht auf eine vergleichende Note reduziert – die gibt es erst nach der 9. Klasse. In der 11. Klasse verbringen alle Schüler mindestens drei Monate im Ausland. Vielfältiges Projekt-Engagement der Schüler auf sozialen und ökologischen Feldern.

Die Schule arbeitet als freie Schule in Trägerschaft der Schulstiftung der Evangelischen Kirche. Dauerhaft angestellte Lehrerinnen und Lehrer müssen einer christlichen Glaubensgemeinschaft angehören, bei Kindern spielt die Religionszugehörigkeit keine Rolle.

»Ich glaube, was wir hier an der Schule leben, ist sehr spirituell. Nicht darüber zu reden zählt, sondern auf die Haltung kommt es an, auf das Erleben von Gemeinschaft in einer wertschätzenden Beziehungskultur.

Und auch für die Kinder kommt es mehr aus dem, was sie tatsächlich erleben, zum

Beispiel, wenn ein Schüler nach einem Projekt vor 400 Menschen von tiefen Glückserfahrungen in der stillen Natur erzählt.«

Solche Geschichten rühren für sie an das Innerste ihrer Schule. Für sie persönlich hat das mit einem engagierten Christentum zu tun, bei dem das Spirituelle und das Politische sich nicht ausschließen. »Den Kindern dieses Vertrauen zu geben und den Sinn für Verantwortung bei ihnen zu wecken, das ist für mich gelebtes Evangelium«, sagt die Pädagogin fast beiläufig. »Christin sein ist ein Auftrag für mich, tätig zu sein, ganz im Sinne des Wortes: Ihr seid das Salz der Erde!« Deshalb bekommt auch bei der Einschulung jedes Kind neben der Sonnenblume und der »Mutkarte« ein kleines Papiersäckchen mit Salz, auf dem das oben zitierte Evangelienwort gedruckt ist.

Ein besonderer Geist ist hier tatsächlich vor allem im Umgang der Schülerinnen und Schüler mit ihren Pädagogen spürbar. Als wir Margret Rasfeld bitten, einige Schüler für ein Foto zusammenzurufen, hocken sich bald einige Mädchen und Jungen zusammen mit ihr auf die Stufen zum Schulgebäude. Kein Smalltalk, keine verlegenen Scherze – stattdessen entwickelt sich sofort ein Gespräch, in dem Erfahrungen aus den vorangegangenen Herausforderungen ausgetauscht werden. Reales Lernen aus Erfahrungen also, aber ganz ungezwungen. Ein Junge erzählt, wie sie auf einer mehrwöchigen Wanderung – es ging um das Thema »Herausforderung« – mit dem Thema Ernährung konfrontiert wurden. »Wir hatten uns entschieden, vegetarisch zu essen, da gingen fast nur Tütensuppen«, berichtet er. Ganz andere Probleme hatte ein Mädchen zu bewältigen, die sich mit drei Freundinnen die Mitarbeit in einer Schule für Kinder mit Handicap in der Türkei organisiert hat. Dazwischen viel Raum für gegenseitige Rückfragen und Ergänzungen, es geht um Interesse, nicht um Geltung oder Erfolg. Auf den gemeinsamen Wochenabschlüssen in der neu gebauten Aula wird diese Kraft der Gegenseitigkeit bewusst kultiviert, wenn auf zurückliegende Erlebnisse geschaut und auf Künftiges vorgeblickt wird. Besonders berührend: Keine Versammlung beginnt ohne Lob. »Diese Kultur der Anerkennung,

das fehlt fast am meisten an den Schulen«, meint Margret Rasfeld. Und wer glaubt, dass in diesem Modell Leistungsdenken

»Diese Kultur der Anerkennung, das fehlt fast am meisten an den Schulen.«

grundsätzlich keinen Platz habe, sieht sich getäuscht. Es gibt das öffentliche Lob auf der wöchentlichen Schulversammlung, und auf den zweimal jährlich stattfindenden Auszeichnungsversammlungen werden auch die »Aufsteiger des Jahres« vor der versammelten Schulgemeinschaft ausgezeichnet.

Modell für viele neue Lern-Biotop »Gemeinschaft, Aufgaben, an denen man wachsen kann, Vertrauen und Zutrauen in die Potentiale jedes Menschen, gegenseitige Wertschätzung, Herzenskraft zulassen, sinnstiftendes Tun, und als handelnde Person Verantwortung für sich, andere und das Ganze zu übernehmen« – so fasst Margret Rasfeld ganz knapp die nötige pädagogische Haltung zusammen. Eine solche Haltung kann ihrer Überzeugung nach aber auch in anderen Kontexten als dem Protestantismus entwickelt werden, der an der esbz den Hintergrund bildet. Denn das ist der Schul-Innovatorin ganz wichtig: dass es nicht bei vereinzelt Projekten bleibt, sondern dass die Elemente ihres Modells auch an Regelschulen Fuß fassen. Nicht eine heile Welt für wenige Ausgewählte, sondern eine Bildungstransformation auf breiter Basis schwebt ihr vor.

Dafür hat sie starke Partner gefunden: Zusammen mit Gerald Hüther und Stephan Breidenbach rief Margret Rasfeld die Initiative »Schule im Aufbruch« ins Leben, die derzeit 100 beteiligte Schulen dabei unterstützt, sich als »Biotop des Lernens« neu zu erfinden. Dazu geht unter anderem ein rollendes Klassenzimmer in Form eines Reisebusses auf Tour und wird an vielen Stellen der Republik vor Ort von den neuen Formen der Schule Zeugnis geben. Ganz vorn mit dabei sind natürlich auch wieder die Schülerinnen und Schüler der esbz – denn sie können am besten vermitteln, wie Schule aus dem Wir funktioniert. //

Literatur-Tipp

EduAction. Wir machen Schule, Margret Rasfeld u. Peter Spiegel, Verlag Murmann, 260 Seiten, € 21,90

Kolumne

Dem Himmel ganz nah

Text: **Christina Kessler**

Christina Kessler ist Ethnologin und Philosophin. Bekannt wurde sie durch ihr Buch »amo ergo sum«. Sie lebt in Berlin.



Foto: Renato Germüsst

christinakessler.com

MINZTEE IN MARRAKESCH. DER MUEZZIN RUFT UND DIE ZEIT STEHT STILL. HIER KANN MAN LERNEN, WAS NÄHE IST: ZU GOTT UND MENSCH.

Ich sitze im Café de France in Marrakesch bei einem überbeuerten Minztee und genieße den Blick über das rege Treiben auf dem Jemaa el-Fnaa, dem berühmten Platz der Altstadt: ein Heer von Verkäufern und Touristen, an jeder Ecke lautstarkes Handeln. Artisten, Musiker, Breakdancer, Schlangenbeschwörer. Vor einigen Minuten noch hatten sie mir ganz elegant eine Boa Constrictor um die Schultern gelegt.

Es ist nach Mittag und das Allahu Akbar bringt den Alltag zum Stillstand. Erstaunlich, wie viele Männer alles stehen und liegen lassen und geradewegs zur Moschee eilen. So sehr es in den Souks ums Tricksen und Feilschen geht, so schwer das Land von Korruption beherrscht wird, so stark zählen im Privaten Ehrbarkeit, Solidarität, Transparenz und Hingabe, ja Hingabe. In den Ryads, den Gärten hinter den uneinsehbaren Mauern der roten Stadt, pulsieren Familie, Gemeinsamkeit, Erzählen, Teilen und enorm viel Innerlichkeit.

Die Einheimischen haben einen feinen Riecher für Authentizität.

»Wenn Du bei Dir bist, hast Du es gut in Marokko. Anders kommst Du hier nicht durch«, erzählte mir vor einigen Tagen Dominique. Als Französin in Agadir geboren, hatte ihre Familie beim großen Erdbeben von 1960 alles verloren. Nach der Katastrophe lebte sie einige Jahre in Frankreich, doch das Heimweh ließ sie zurückkehren. Sie vermisste das orientalische Miteinander, die Unmittelbarkeit, Lebendigkeit. »Ich will die Menschen fühlen, sonst weiß ich nicht, woran ich bin.« Orientierung geschieht hier übers Fühlen und Sich-Verbinden, und man weiß ganz genau, dass sich Intuition ausschaltet, wo Gefühle verwirrt werden und Wertschätzung fehlt.

Ich kann Dominique gut verstehen, auch mich zieht es immer wieder in den Orient. Hier kann ich mich ärgern und empören wie nirgends sonst und gleichzeitig kann ich Menschen nahe sein wie nirgends sonst. Die Vereinigung der Gegensätze – von männlich und weiblich, von innen und außen, Gott und der Welt – hier scheint sie in jedem Augenblick von neuem stattzufinden. Diese Einheit schafft eine Atmosphäre der Fülle und Sinnlichkeit, in der sich vieles relativiert, denn immer ist auch das Andere präsent. Hier schaut man mit einem lachenden und einem weinenden Auge in die Welt. Und es kommt mir vor, als wäre man dadurch dem Mysterium besonders nah – jener Dimension, die den Kosmos im Innersten zusammenhält und gleichzeitig mit einer riesigen Umarmung umfängt.

»Gott ist größer. Gott ist größer.« Mein Körper reagiert mit einem Wärmestrom auf das Allahu Akbar, das mir in diesem Augenblick so schön vorkommt wie noch nie. Weil es heute nicht vom Band kommt, sondern von einem echten Muezzin mit Inbrunst gesungen wird.

»Ich bin Dir näher als Deine Halsschlagader«, heißt es in den Suren des Koran. Der Sufi Al Halladsch, 922 in Bagdad als Ketzler hingerichtet, drückt es so aus: »Ich bin Er, den ich liebe, und Er, den ich liebe, ist ich – zwei Geister, doch in einem Körper.

Wenn Du mich siehst, hast Du ihn gesehen.

Und wenn Du ihn siehst, siehst Du uns beide.« //

Das Unzählbare zählen

DER ÖKONOMISMUS FRISST DIE SEELEN – SOGAR IN BANGLADESCH, DESSEN BEWOHNER NOCH VOR WENIGEN JAHREN ALS DIE GLÜCKLICHSTEN MENSCHEN AUF ERDEN GALTEN. DOCH DAS MUSS NICHT SO BLEIBEN.

Text: **Anjali Sarker** | Übersetzung: **Dagmar Berkenberg**

Als ich geboren wurde, war meine Hautfarbe ziemlich dunkel, was meine Eltern sehr beunruhigte. In Bangladesch zieht man hellhäutige Mädchen vor. Verwandte und Nachbarn sprachen oft davon, dass bei meiner Eheschließung für meinen Vater wohl eine große Mitgift fällig werden würde. Ich fühlte mich traurig und beschämt. Und ich machte mir Sorgen. Von frühester Jugend an versuchte ich durch Arbeit mein nicht so gefälliges Äußeres wettzumachen. Ich versuchte krampfhaft die Beste zu sein, so dass keiner auf mich herunterschauen konnte, wo ich doch keine Schönheit war.

Und irgendwann zahlte sich all die harte Arbeit aus: Im Alter von 18 Jahren wurde ich an der renommiertesten Business School meines Landes aufgenommen. Das spornte mich noch mehr an, etwas zu erreichen. Doch allmählich änderte sich etwas. Ich begriff, dass bei meinen Mitschülern vor allem Stolz, Status und Prestige zählten. Ich beobachtete ihre sogenannten »erfolgreichen Leben«. Überraschenderweise aber machte sie all der Erfolg nicht glücklich. In ihrem Innersten waren sie deprimierte Menschen. Ich spürte, dass etwas falsch war. Die Statistiken berichten uns vom Fortschritt in unserem Land, aber was ist mit den Menschen? Sind wir glücklicher als vorher? Oder sollte man besser danach fragen, ob wir überhaupt glücklich sind?

Heutzutage treibt uns die Sucht nach materiellem Vergnügen an. Geld, Besitz, Gehalt, Luxus, das sind die Dinge, die uns etwas bedeuten. Wie oft vergessen wir den Wert der kleinen Dinge! Gesundheit zum Beispiel, oder Beziehungen, unsere Fami-

lie, einfach alles, was wir als normal ansehen und worüber wir niemals wirklich nachdenken. Und doch sind gerade sie es, die unser ganzes Leben ausmachen. Wir müssen über Zahlen und Gegenstände hinausdenken, dankbar sein für all die vielen immateriellen Geschenke, die wir bekommen. Unsere Werte, Gedanken, Träume und die Menschen, die wir lieben, tragen uns im Leben vorwärts.

Ich war die klassische Betriebswirtschaftsstudentin, die darauf wartete, in einem multinationalen Konzern eine Anstellung zu bekommen – mit einem dicken Scheck am Monatsende und einem Leben in Luxus. Aber ich begriff, was wirklich im Leben wichtig war und entschloss mich die Herde zu verlassen und mein eigenes Schicksal zu gestalten. Ich wollte ein Social Entrepreneur werden und gründete ein Startup-Unternehmen, das die Landbevölkerung mit einem sicheren Sanitärwesen versorgt.

Als ich lernte, die kleinen Segnungen des Lebens wertzuschätzen, verstand ich auch, dass wir für wirklichen Erfolg kooperieren müssen, anstatt in Konkurrenz zueinander zu treten. Ich begann meine Klassenkameraden und die Jüngeren zu motivieren. Da ich meine Prioritäten richtig setzte und auch den kleinen Dingen Bedeutung gab, konnte mich nichts entmutigen. Die Idee, seinem eigenen Herzen zu folgen, ist nicht neu, aber durch meine eigene Erfahrung konnte ich lernen, warum es so viele Menschen dann doch aufgeben. Wir vergessen einfach oft, was wirklich wichtig ist und gieren so sehr nach etwas, das eigentlich keinen echten Wert hat.

Anjali Sarker 21 Jahre, studiert Betriebswirtschaft an der Universität und arbeitet als Social Entrepreneur. Für ihren Text erhielt sie beim Goi Peace Foundation Aufsatzwettbewerb 2012 in der Kategorie Jugend den 1. Preis. Wir geben ihn gekürzt wieder.



Nun bin ich 21 Jahre alt. Ich bin mit Leidenschaft dabei, meine Augen strahlen das Vertrauen aus, das ich in mir spüre. Keine Verwirrung mehr, keine Unterlegenheitsgefühle, keine Sorgen mehr, dass ich nie Schönheitskönigin sein werde. Ich bin bereit, etwas für mein Land und die Welt zu tun, indem ich für das arbeite, was ich liebe: soziales Unternehmertum (social business). Jedes soziale Unternehmen bringt Menschen, den Planeten und den Profit in eine Linie. So entsteht Glück in einer Gemeinschaft und breitet sich von selbst aus. Ich inspiriere junge Mädchen, sich aus ihrem Kokon herauszuschälen und die Welt zu sehen, wie ich sie selbst jetzt sehe. Ich bin frei wie ein Vogel und kann jetzt andere Vögel ermutigen, ihre Käfige zu verlassen. Die Zukunft liegt nirgendwo anders als in unseren Händen. Lange genug sind wir den materiellen Dingen nachgelaufen, jetzt ist es Zeit, das Unzählbare zu zählen! //



Erfolg ist mehr als bloß Gewinn

MIT SEINER VISION EINER GEMEINWOHL-ÖKONOMIE WIRBT CHRISTIAN FELBER FÜR MEHR WÜRDE UND MENSCHLICHKEIT IN DER WIRTSCHAFT.

Text und Foto: **Dagmar Steigenberger**



Geiz ist geil«, so will es uns ein Werbeslogan glauben machen. Aber suchen die Menschen ihre Freunde tatsächlich nach den größtmöglichen Egoisten und Geizhalsen aus? Die Wirtschaft jedenfalls funktioniert nach diesem Leitspruch. Der Österreicher Christian Felber möchte das anhand seines Modells der Gemeinwohl-Ökonomie ändern.

»Sind Sie Illusionist oder Visionär?« Mit Stirnrünzeln war der ältere Herr dem Vortrag des jungen Referenten vor den Mitgliedern eines ostösterreichischen Rotary-Clubs gefolgt. Doch nun kann der Aufgebrachte nicht mehr an sich halten. Zu einfach erscheinen ihm die Lösungen, die der rotblonde, unraisierte Bursche im Sakko da vorne am Rednerpult präsentiert. Vielleicht ist ihm dieser Felber auch zu jung, zu grün hinter den Ohren. Außerdem hat er ja nicht einmal Wirtschaft studiert; BWL war ihm eigenen Angaben zufolge »nicht universal genug«.

Trotzdem schreibt der diplomierte Romanist mit den Nebenfächern Politik, Soziologie und Psychologie ein Buch nach dem anderen zu diesem Thema und präsentiert darin seine Überlegungen zur Rettung des Euro ebenso wie zu einer alternativen Wirtschaftsordnung, »Gemeinwohl-Ökonomie« genannt. An der Wirtschaftsuniversität Wien unterrichtet Felber aufgrund des Erfolges seiner insgesamt zwölf Wirtschaftsbücher, wie »50 Vorschläge für eine gerechtere Welt«, »Kooperation statt Konkurrenz«, »Retten wir den Euro« und »Gemeinwohl-Ökonomie« sogar als fachfremder Lektor. Außerdem haben sich mittlerweile 850 Unternehmen hinter ihn gestellt und fördern Felbers Idee der Gemeinwohl-Ökonomie – darunter auch große Unternehmen wie die Sparda Bank in Deutschland, Rhomberg Bau aus Vorarlberg oder Sekem in Ägypten. Irgendwie muss dieses Modell also doch Hand und Fuß haben. Und das, obwohl es so einfach klingt: Felber will die Werte, die zum Gelingen von menschlichen Beziehungen beitragen, als Maßstab für die Wirtschaft etablieren.

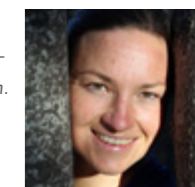
Unwürdige Wirtschaft Auf der Zugfahrt zum Vortrag, 60 Kilometer vor den Toren seines Wohnortes Wien, erklärt Christian Felber uns die Hintergründe zur Gemeinwohl-Ökonomie – mit dem Laptop auf den Knien, weil er noch diverse E-Mails beantworten muss. Seit Wochen beansprucht ihn ein Vortragsmarathon. Um die hundert Vortragsanfragen erhält Felber pro Monat – fünfmal so viel, wie er tatsächlich bewerkstelligen kann. Für seinen Nebenberuf als Freier Tänzer, den der 40-Jährige mit Leidenschaft betreibt, bleibt momentan kaum mehr Zeit. Felber gibt jenen Interessengebieten den Vorzug, in denen er die Welt am nachhaltigsten verbessern kann. Und da hat die Wirtschaft eindeutig die Nase vorn – vor der Kunst.

»Es sind Schwächen, welche unser derzeitiges Wirtschaftssystem fördert und belohnt. Aber es ist nicht das, wodurch wir Menschen glücklich werden.«

Bei seinen Veranstaltungen an der Wiener Universität fragt der Referent seine Studenten oft, ob sie irgendwann im Verlauf des Studiums schon etwas von der Menschenwürde gehört hätten. »Niente, nada, gar nichts«, kommt da als Antwort. Felbers graublau Augen beginnen zu blitzen. Plötzlich fällt die Erschöpfung von seinem Gesicht ab. »Dadurch, dass die Wirtschaft das überhaupt nicht beachtet, was unser heiligstes Verfassungsgut ist, irgendwelche eigenen Thesen formuliert und sich völlig abkoppelt, sowohl von der Verfassung und diesem Grundwert als auch von der Ökologie, kann sie diese gefährliche Praxis entfalten, die alles verletzt, was uns heilig ist«, kritisiert er. Nicht, dass Felber ein religiöser Mensch wäre. »Ich gehöre keiner Glaubensgemeinschaft an«, gesteht er. Und doch hat der in Wien lebende Österreicher einen starken Glauben – an das Gute im Menschen. »Heilig heißt für mich ganz. Es bedeutet, dass die wirtschaftliche Praxis in das Wertefundament einer Gesellschaft eingebettet ist, in die demokratischen Grundrechte und ökologischen Lebensgrundlagen.«

Felber glaubt nicht daran, dass Egoismus und Machtstreben unumgängliche menschliche Eigenschaften sind. »Es sind Schwächen, welche unser derzeitiges Wirtschaftssystem fördert und belohnt. Aber es ist nicht das, wodurch wir Menschen glücklich werden.« Was macht Menschen dann glücklich? Geld? Am Pro-Kopf-Einkommen wird gemessen, wie gut es den Bürgern eines Landes geht. Je mehr Geld, desto mehr Wohlstand, desto glücklicher die Bürger? Aber was ist mit der Verteilung des Geldes an wenige Reiche im Land? »Geiz ist nicht geil, wenn wir uns an den Werten orientieren, nach denen die Menschen ihre Beziehungen pflegen«, sagt Christian Felber. Wer nur zu seinem eigenen Vorteil handelt, steht vor seinen Freunden nicht gut da. Schließlich trägt er nicht zum Wohl aller bei – zu einem Ziel, das sich im Übrigen nicht

Dagmar Steigenberger (* 1977) ist freie Journalistin und Wildnispädagogin. Sie lebt im südlichen Raum München sowie in Wien.



nur Sozialverbände auf die Fahnen geschrieben haben. »Die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit dient dem Gemeinwohl«, heißt es in Artikel 151, Absatz 1 der Bayerischen Verfassung. Felber sieht darin einen fatalen Widerspruch zum praktizierten System. Anstelle des eigentlichen Ziels der Bedürfnisbefriedigung möglichst aller Menschen seien Konkurrenz und Gewinnstreben getreten. Und damit letztlich das Geld.

Fataler Fehler »In jedem Lehrbuch finden wir, dass man den Erfolg eines Projektes nie und nimmer anhand der Mittel messen darf, sondern immer nur anhand des Zieles, das es verfolgt«, sagt Felber. »Doch das aktuelle System setzt an diese Stelle das Bruttoinlandsprodukt und den Finanzgewinn.« Dabei sagt das Bruttoinlandsprodukt (BIP) noch lange nichts darüber aus, wie es in einem Land um die Umwelt, um die gerechte Umverteilung des Wohlstands oder um die Mitbestimmung in politischen und wirtschaftlichen Prozessen steht. Wissenschaftler sind sich mittlerweile darüber einig, dass es neuer Indikatoren bedarf, anhand deren der gesamtgesellschaftliche Wohlstand in einem Land gemessen werden kann.

Christian Felber geht noch weiter: Er will dieses neue Mess-System nicht nur auf makro-ökonomischer Ebene, sondern auch auf mikro-ökonomischer Ebene innerhalb der Betriebe einführen. »Das ist mein bescheidener Beitrag zur Geschichte des ökonomischen Denkens«, sagt er, »dass ich auf diesen gravierenden Methodenfehler aufmerksam mache und dazu beitrage, alternative Erfolgsindikatoren zu finden.«

Geburt einer neuen Wirtschaftsordnung Es begann mit einer Serie von Büchern. Felber entwarf verschiedene Theorien – von Steuergerechtigkeit über fairen Handel bis hin zu Alternativen zur Privatisierung. »Auf der Sachebene kamen so gut wie keine Gegenargumente, aber auf der Wertebene. Diese komischen Wirtschaftswerte wie Effizienz, Leistung, Gewinn oder Erfolg, Wachstum ...«, Felber spuckt die Worte von sich, »das hat mein Herz nicht berührt, da ist es eher zusammengezuckt. Dann wollte ich genau wissen, was diese Werte bedeuten, und aus der Analyse ist als Nebenprodukt die Grobskizze einer alternativen, Werte-basierten Wirtschaftsordnung hervorgegangen.« Fünfzehn Unternehmerinnen und Unternehmer kamen infolge jener Lektüre auf Felber zu, um gemeinsam mit ihm die Skizze zu einem praxisorientierten Modell auszuarbeiten: Die Gemeinwohl-Ökonomie war geboren. Den Erfolg eines Unternehmens will Felber mit der Gemeinwohl-Ökonomie nicht abschaffen. Er will ihn nur anders messen. »Je menschenfreundlicher sich das Unternehmen verhält, desto erfolgreicher ist es.« Die Finanzbilanz – welcher bisher das hauptsächliche Augenmerk galt – tritt zugunsten der Gemeinwohlbilanz in den Hintergrund. Angebote zur Weiterbildung oder zur Kinderbetreuung, Verzicht auf mediale Werbung, ein geringer ökologischer Fußabdruck, Kooperation mit anderen Betrieben, das Verarbeiten von Produkten aus der Region, Transparenz von Kalkulationen ... – für die erfolgreiche Umsetzung all jener Punkte erhält das Unternehmen Gemeinwohlpunkte. Je mehr davon, desto mehr

rechtliche Vorteile und Förderungen kann die Firma in Anspruch nehmen. Allerdings geht dies nicht unbegrenzt: Zu hohe Gewinne fließen sofort als Steuern ab. Das

»Je menschenfreundlicher sich ein Unternehmen verhält, desto erfolgreicher ist es.«

Belohnungssystem soll dem gemeinwohl-orientierten Unternehmen lediglich helfen, seine eventuell höheren Kosten zu decken. »So wird der Gewinn vom Zweck zum Mittel«, stellt Felber zufrieden fest.

Von der Theorie zur Realität Vor zwei Jahren gingen er und die am Modell der Gemeinwohl-Ökonomie beteiligten Unternehmen an die Öffentlichkeit. »Wir wollten schauen, ob das irgendjemanden außer uns auch interessiert.« Alternative Wirtschaftsmodelle wie das der Gemeinwohl-Ökonomie interessieren die Menschen in der Krisenzeit: Mehr als 50 Menschen haben sich zu dem – nicht öffentlichen – Vortrag im Konferenzsaal des Hotels in Eisenstadt eingefunden, darunter nicht nur Rotary-Mitglieder. Bis vom 50 Kilometer entfernten Neunkirchen sind die Zuhörer angereist. Mit dem Auto freilich, nicht wie der Referent mit dem Zug.

Christian Felber hat kein Auto. Seine Reisen macht er zugunsten eines möglichst kleinen ökologischen Fußabdrucks, wann immer es geht, mit der Bahn. Und auch sonst versucht er, sein Zwei-Mann-Unternehmen im Sinne der Gemeinwohl-Ökonomie zu führen. Freizügig legt er auf seiner Homepage dar, für was er wie viel Geld ausgibt, wo er der Umwelt und den Mitmenschen zuliebe etwas anders macht als ein nur nach Gewinn strebender Unternehmer – aber ebenso, wo es noch einer Nachbesserung bedarf.

Einem Unternehmen, das hundert oder gar tausend Angestellten verpflichtet ist, will Felber dies freilich nicht zumuten. »In unserem aktuellen System gewinnt derjenige mit dem höheren Finanzgewinn, das ist das entscheidende Erfolgskriterium«, sagt er. »Wir fordern die Unternehmen selbstverständlich nicht zum ökonomischen Suizid auf.« Zunächst gehe es darum, mit der Gemeinwohlbilanz ein Bewusstsein für jene neuen Werte

Christian Felber

wurde 1972 in Salzburg geboren, wo er auch aufwuchs. Als Student der Romanistik, Politikwissenschaften, Soziologie und Psychologie zog es ihn in die Weltstädte Wien und Madrid, wo er seine Diplomarbeit verfasste. 1998 schrieb er sein erstes Buch – den Gedichtband »Von Fischen und Pfeilen« und erhielt dafür Arbeitsstipendien für Literatur des Landes Salzburg und des Bundeskanzleramtes. Als Mitbegründer von Attac im Jahr 2000 gilt Felber heute als prominenteste Stimme der Globalisierungskritik in Österreich. Er lebt als Buchautor, Universitätslektor, Freier Tänzer und internationaler Referent in Wien. Vor zwei Jahren erschien sein Buch »Gemeinwohl-Ökonomie« im Deuticke Verlag, das mittlerweile in einer überarbeiteten Neuauflage der Ergebnisse und Erkenntnisse des ersten Jahres vorliegt. Mit seinem darauffolgenden Buch »Retten wir den Euro« setzt sich Christian Felber für eine Strategie ein, welche die Verursacher und Profiteure der Wirtschaftskrise in die Pflicht nehmen will. Aber er geht auch der Frage nach, ob die Einheitswährung überhaupt von Vorteil ist beziehungsweise welche Alternativen es gibt.

Weitere Informationen unter www.christian-felber.at



zu schaffen, »... bis zu dem Tag X, an dem das Ganze dann dreht und ab dem die Firmen dann schlagartig für jeden Schritt, mit dem sie sich den Zielen und Werten der Gemeinwohl-Ökonomie annähern, einen relativen Wettbewerbsvorteil bekämen.« Das ist die Strategie von Felber und seinen Mitstreitern.

Ein »Wirtschaftsidealist«? – Na und? Allerdings gibt es auch genügend Wirtschaftsexperten, die Felber als Trautänzer abtun. Der Mensch sei nun mal auf den eigenen Vorteil ausgerichtet, sagt etwa Turbokapitalist Mirko Kovats. Zeitungen bezeichnen Felber als »Wirtschaftsidealisten«, Kolumnisten betrachten die Gemeinwohl-Ökonomie als Abklatsch der sozialistischen Ideologie. Manche fürchten, die Gemeinwohl-Ökonomie erfordere zu viel Bürokratie. Felber schmunzelt nur müde, als man ihn mit letzterem Vorwurf konfrontiert. »Ein höheres Maß an Bürokratie als das, was die Finanzbilanz mit sich bringt, kann ich mir nicht vorstellen«, sagt er. »Von der Lohnsteuerverrechnung über die Buchhaltung, Bilanzierung, die Wirtschaftsprüfung, die Steuererklärung ... – für alles musst du ein Zettel ausfüllen.«

Natürlich erfordere auch die Gemeinwohlbilanz eine Überprüfung, ein Sichtbarmachen, allerdings sei dieser Aufwand sehr viel lohnender. »Die Finanzbilanz zieht einen gigantischen Aufwand an sinnloser Bürokratie nach sich. Die Gemeinwohlbilanz wird einen etwas geringeren Aufwand an sehr befriedigender und erfüllender Beziehungsarbeit und Organisationsentwicklung auslösen«, ist Felber sicher.

Kooperation statt Konfrontation Der 40-Jährige ist Angriffe gewohnt. Die Rolle des Revoluzzers scheint er schon von Jugend an gespielt zu haben. Im Gedichtband, seiner ersten Buchveröffentlichung aus frühen Studentenjahren, tobt und wütet er voller verzweifelter Ohnmacht gegen die althergebrachte Weltordnung. »Solange Männer mit Geld Frauen kriegen, wird sich am herrschenden Wirtschaftssystem nichts ändern«, lautet eines der frustrierten Urteile des damals 26-Jährigen in seinem Literaturdebüt. Mittlerweile pariert Felber aufgebrachte Kommentare zu seiner Theorie freundlich und ohne jeglichen Gegenangriff – ganz entsprechend den Werten der Gemeinwohl-Ökonomie »Kooperation statt Konfrontation«. Dem Vorwurf, lediglich einen Abklatsch von alten Ideologien geliefert zu haben, entgegnet er: »Die Gemeinwohl-Ökonomie hat lediglich eine demokratische Wirtschaftsordnung zum Ziel, und das heißt, dass die Bevölkerung selbst die 20 Elemente ermittelt und festlegt, aus denen sich die neue Wirtschaftsordnung zusammensetzt. Der Prozess ist entscheidend, nicht vordergründig der Inhalt.« Felbers Worten zufolge hat es das noch in keiner Ideologie gegeben. Schließlich beantwortet er auch die Frage des älteren Herrn im Rahmen des Rotary-Vortrags: »Als Illusionist würde ich mich nicht bezeichnen, ich lasse mich nicht gern täuschen. Ich erlebe mich eher als jemanden, der genau hinschaut. Ein Visionär bin ich also auf jeden Fall.« //

Bücher von Christian Felber



»Retten wir den Euro«, Deuticke Verlag 2012, 160 Seiten, € 10,-



»Gemeinwohl-Ökonomie«, aktualisierte und erweiterte Neuauflage, Deuticke Verlag 2012, 208 Seiten, € 17,90

Wir planen für morgen

Die nächste Ausgabe von Wir erscheint im April 2013 unter anderem mit folgenden Themen:



Helmut Lind

Banking mit Blick aufs Gemeinwohl

Wenn eine »ganz normale« Bank eine Gemeinwohl-Bilanz vorstellt, lässt das aufhorchen. **Helmut Lind** geht als Vorstandsvorsitzender der Sparda-Bank München eG neue Wege in Sachen verantwortliche Wirtschaft. Nachhaltigkeit ist für den Unternehmer allerdings mehr als äußere Kosmetik: Wichtig sind für ihn die **sozialen Prozesse**, die ein Unternehmen durchlaufen muss, wenn es seine Ausrichtung verändert. Lind selbst bezieht wichtige Impulse für sein Leben aus der Meditation und den Schriften des integralen Philosophen Ken Wilber. Wir haben den ungewöhnlichen Banker für ein Porträt getroffen.

Kunst trifft Business

Kunst und Wirtschaft scheinen zwei Bereiche zu sein, die wenig miteinander zu tun haben. Bei näherer Betrachtung aber zeigen sich viele Schnittmengen. So können Unternehmen von der Logik künstlerisch-kreativer Prozesse erheblich profitieren. Einer, der den Nachweis dafür antritt, ist der Wasserkünstler Herbert Dreiseitl. Ihn und andere **Pioniere des kleinen Grenzverkehrs zwischen Kunst und Wirtschaft** stellt unsere Autorin Barbara Johnson vor.



David Whyte

Dem Leben ins Herz geblickt

Er schreibt hinreißende Gedichte und coacht globale Top-Konzerne. Seine Bücher erreichen in den USA ein Millionenpublikum und seine Poesie trifft mitten ins Herz. Trotzdem ist **David Whyte** in Deutschland so gut wie unbekannt. *Wir*-Herausgeber Christoph Quarch ist ihm durch Europa gefolgt und hat dabei einen **Dichter und Philosophen** getroffen, der nicht nur dem Leben tief ins Herz geblickt hat, sondern auch die besten Restaurants in England kennt.

Ergänzen statt bekämpfen

Wunder können auch **komplementärmedizinische Mittel bei einer Krebsdiagnose** nicht versprechen. Wer zu solchen Mitteln greift, zeigt aber in der Regel viel Eigeninitiative und setzt sich bewusst mit seiner Erkrankung auseinander. Deshalb will auch die Schulmedizin diese Ansätze jetzt ernster nehmen. Unser Artikel zum Thema zeigt wichtige Ansätze auf und lässt Betroffene zu Wort kommen.



Misteltherapie bei Krebs: Die Schulmedizin öffnet sich.

Impressum

Wir – Menschen im Wandel

Herausgeber / Gründer

Dr. Jens Heisterkamp
Dr. Christoph Quarch

Redaktion

Dr. Jens Heisterkamp (jh) (Text),
jens.heisterkamp@wir-menschen-im-wandel.de
Dr. Christoph Quarch (cq) (Text),
christoph.quarch@wir-menschen-im-wandel.de
Björn Pollmeyer (Gestaltung), www.coscreen.net
Sven Nieder (Bild), www.sven-nieder.de
Ulrike Kerstien (uk) (Text, Korrekturen)

Redaktionssekretariat, Presse

Liss Gehlen, Tel. 069 58 46 45
liss.gehlen@wir-menschen-im-wandel.de

Kontaktbüro Österreich

Stefan Keller, Tel. +43 1 869 21 23-25
Stefan.Keller@ghostcompany.com

Verlag

Info3-Verlagsgesellschaft Brüll & Heisterkamp KG
Kirchgartenstr. 1, 60439 Frankfurt, www.info3.de
Geschäftsführung: Ramon Brüll,
ramon.bruell@info3.de, Tel. 069 57000892
Weitere Gesellschafter: Jens Heisterkamp,
Liss Gehlen. Alle wohnhaft in Frankfurt a.M.

Vertrieb (Abonnements)

Emmy Loos, Yasmin Fehlau
Tel. 069 58 46 47, Fax 069 58 46 16
vertrieb@wir-menschen-im-wandel.de

Anzeigen

Mike Kauschke, Tel. 0177 5783241
mike.kauschke@wir-menschen-im-wandel.de

Druck

OFFSET COMPANY, www.offset-company.de

Bezugspreise

Einzelheft: € 7,80 plus Porto
Jahresabonnement (4 Ausgaben):
Inland € 32 / Ausland € 39, inkl. Porto
Probeabonnement (zwei Ausgaben ohne Verlängerung):
Inland € 16 / Ausland € 20, inkl. Porto

www.wir-menschen-im-wandel.de